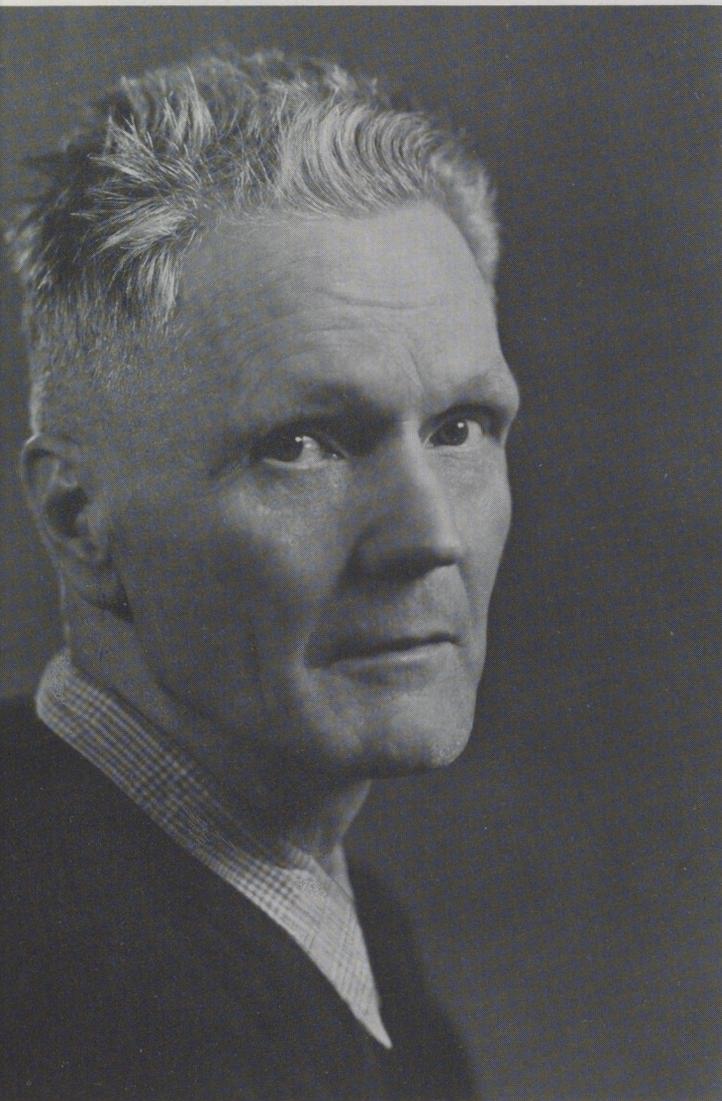


In der Morgenfrühe des 3. Januar 1974 hat ein jäher Tod den Maler und Graphiker PAUL KÄLBERER aus unserer Mitte gerissen. Er lebte in Glatt zwischen dem oberen Neckar und dem Schwarzwald. Daß man in dieser Zeitschrift seiner gedenkt, ist in seinem künstlerischen Werk begründet, und ebenso in einer selten hilfsbereiten Einstellung seinen Mitmenschen gegenüber.



Kurz vor den Weihnachtstagen 1896 war PAUL KÄLBERER in Stuttgart zur Welt gekommen, ging dort zur Schule und wurde von der Schulbank weg Soldat im ersten Weltkrieg. Als einer der letzten gefangenen Offiziere kam er 1920 zurück und konnte da erst mit seiner Ausbildung zum Beruf beginnen, an der Kunstakademie Stuttgart. Seine Lehrer waren die Professoren PÜTZELBERGER, ECKENER und LANDENBERGER. Unmittelbar nach dem Tod seines letzten Lehrers machte er sich selbständig, zog 1927

nach Glatt in das stille, abseitige Vorschwarzwaldtal.

Weiten Kreisen ist PAUL KÄLBERER bekannt durch seine *Graphik*, durch die vielfältigten Blätter der Radierungen und der Steindrucke. Ich meine auch, sie sind der Schlüssel zum Erkennen dessen, was KÄLBERER suchte und was er unter Kunst verstand. In seltener Weise klar und eindeutig zeigt sich das schon in frühen Arbeiten, z. B. im «Steinbruch bei Untertürkheim» 1925. Damals noch zart, fast tastend gezeichnet, ist dieses Motiv einer ganz schlichten Landschaftsform von ihm als ergiebig erkannt und zu erstaunlich bildmäßiger Wirkung erhoben worden. In der Folge entstand Blatt um Blatt, immer neu wechselnd im Gegenstand, im Format, in der Komposition. Die Mittel wurden zusehends freier eingesetzt – vollends die Meisterwerke der großen Platten: hier seien nur zwei genannt, «Vorfrühling» 1929 und die «Große Donaulandschaft», darauf eingätzt P. K. 36. *Meinen Freunden*. Sie sind in seltener Weise vollendet. Sie sind Natur, ganz echt, unmittelbar *unsere* Landschaft. Ebenso sind sie *Bild*, vom Geist geordnet, gebaut, ausgewogen. Sie sind eindeutig, klar, absolut sachlich – und zugleich poetisch verklärt, voll Stimmung. Ihr Wesen möchte man umschreiben mit dem Wort auch eines Schwaben: . . . *und dazu ward ihm der Verstand, daß er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand* (SCHILLER). KÄLBERER hat sich einmal in folgendem Sinn geäußert: Ich möchte in der Kunst alles Spontane meiden. Kunst ist von allem Zufälligen, auch vom ganz Persönlichen gereinigt, ist reine, vollendete Form. – Das Gespräch liegt Jahre zurück, ist deshalb leider nicht wörtlich zitiert. Die graphischen Arbeiten von PAUL KÄLBERER waren 1937 als Vertreter Deutschlands auf der Weltausstellung in *Paris*. Sie erhielten von der internationalen Jury die goldene Medaille, die höchste Auszeichnung.

Mit dieser Haltung und mit diesen Werken hat PAUL KÄLBERER von Anbeginn sich als eigener Kopf von selbständiger, unverwechselbarer Eigenart deutlich gemacht. Der so zurückhaltende Mensch stand wie ein Turm in der aufkommenden Brandung der sich überstürzenden Kunst dieses Jahr-



hunderts, sich selbst treu bis zum letzten Tag, auch da noch von Plänen und neuen Aufgaben bewegt. Diese geistige und seelische Sicherheit wirkte als Band und Kraft in einem Kreis ähnlich strebender Künstler und Freunde. PAUL KÄLBERER hat das Wort «Freundschaft» nicht obenhin genommen. Er kannte es nur in seinem verpflichtenden, ursprünglichen Sinn. Deshalb galt es ihm viel.

Mit seiner *Graphik* hat sich P. K. eingereiht in eine Folge von *ausgesprochenen schwäbischen* Künstlern, die in solcher Art in unserem Deutschland wohl kaum noch vorkommen. Ich denke an den einstigen Zeichenmeister JOHANN BAPTIST PFLUG aus Biberach, an seine Litho-Alben zum oberschwäbischen Volksleben, an KARL STIRNER aus Ellwangen, an REINHOLD NÄGELE aus Murrhardt. Was sie hervorgebracht haben, ist im besten Sinne «schwäbisch», ohne den abwertenden Beigeschmack von «Heimatkunst». Es ist eigenwillig, allem Effekt abhold, dem Kleinen wie dem Großen offen, durchaus sachlich und innig beseelt zugleich.

Von KÄLBERERS *Bildern* war noch nicht die Rede. Als wir zum letzten Mal in der Werkstatt seine Bilder betrachteten, meinte er: *Mit denen da bin ich immer noch auf dem Weg.* Er hat oft jahrelang an ihnen gearbeitet, an Landschaften, Architekturen, an Bildnis-

sen, Blumen, Stilleben. Das ist bei seiner Einstellung zu verstehen. Es sind von PAUL KÄLBERER vollendet schöne Bilder vorhanden, die mit den Handzeichnungen zusammen einmal ausgestellt werden müßten. Seine meisterlichen Zeichnungen waren m. W. noch nie öffentlich zu sehen.

Dieses hinterlassene Werk ist auch Zeugnis eines guten Gewissens. Was in Wahrheit zählt und was sein Werk bedeutet, darüber werden Spätere urteilen, die mit dem nötigen Abstand Spreu und Weizen dieses Kunstjahrhunderts scheiden werden. Womit hat sich PAUL KÄLBERER abgegeben! Wie viele Gedanken und Einfälle setzte er in schlichte, praktische Arbeit um! Er hat alte Bilder fachgerecht restauriert, hat als Fachmann für Wappenkunde wie als Vertrauensmann des Denkmalschutzes viele Gemeinden landauf, landab beraten, auch in Fragen von Innenräumen und von Fassaden öffentlicher Gebäude, hat Wandbilder und Glasfenster geliefert für Kirchen, Schulen, Krankenhäuser; hat jüngere Künstler beraten und Kurse abgehalten in seiner Werkstatt. Da liegt in einem Schrank noch eine Mappe, vollgepackt mit Federzeichnungen zum Thema Schwabenland: alt erhaltene Dörfer, Kirchen und Kapellen, Schlösser, Burgen und Ruinen, auch etliche Stadtansichten, im Lauf vieler

Jahre zusammengetragen aus allen Richtungen in unermüdlicher Ausdauer und mit ungewöhnlicher Kenntnis. Unterlage und Illustration für eine Geschichte der Heimat, an Hand allermeist wenig bekannter Beispiele, gesehen durch ein begnadetes Auge!

Die ungewöhnlichen Zeitläufte während und nach dem zweiten Krieg gaben ihm Gelegenheit für ungewöhnliche Lösungen: Aus einem Kriegsgefangenenlager holte er sich einen Fachmann des fast ausgestorbenen Handwerks der Stukkateure zu sich ins Haus. Dieser half ihm, die völlig zerstörte und abgebröckelte, alte Stuckdecke der Schloßkapelle in Glatt mit unendlicher Geduld in dem notwendigen, umständlichen Verfahren wieder herzustellen. Das einst seltene Alte wurde ein neues Meisterwerk! Daß der befreundete Sägewerksbesitzer dann das Gestühl dazu stiftete, zeigt, wie eine gute Tat die nächste fördert. Der französische Meister heißt CANA, seine Tochter gehört heute zur Familie KÄLBERER.

Als Denkmalpfleger legte er selbst mit Hand an beim Restaurieren der beiden kriegsbeschädigten

Türme der Stadtkirche Freudenstadt. Unentwegt stieg er die freien, wohl 70 m hohen Leitern am Gerüst hinauf und hinab mit seinem Handwerkszeug. Diese Arbeit zwischen Himmel und Erde hat ihm, so hatte ich den Eindruck, besonderes Vergnügen bereitet.

Nach dem verlorenen Krieg baute er in ausgedehnter Suche nach den Kollegen den südwürttembergischen Künstlerbund wieder auf, dem er dann durch Jahre vorstand. Für die Jugend von Südwürttemberg, die durch die Zonentrennung benachteiligt war, gründete er den «Arbeitskreis für bildende Kunst» in Bernstein zur Ausbildung des künstlerischen Nachwuchses, mit ungewöhnlichen Opfern an Zeit und Lebenskraft.

In allem, was er unternommen hat, war PAUL KÄLBERER ein wesentlicher Mensch, aufrecht, ganz in sich selbst ruhend. Die verschiedensten Menschen zog es in sein Haus, und er hat es verstanden, auf unauffällige und leise Art seine vielfältigen Beziehungen zu pflegen. Er hat sein Leben seinem Werk gegeben, seinen Freunden und Mitmenschen, hilfsbereit und selbstlos.

## Keine Frage mehr?

Werner Lipp

In dem Aufsatz «Vom Reiz des kleinen Hauses» in «Schwäbische Heimat» 1972/2 (komplementär zu 1953/4) zeigte ich als Beispiel 4 ein ehemals sehr reizvolles, zur Zeit der Aufnahme verrottendes Feldhäuschen, dessen Zustand sich schon 1962 eine sehr verbreitete Lokalzeitung mit Shakespeares Worten *Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!* angenommen hatte, nebst kleiner moralischer Ermunterung an die Adresse des Eigentümers.

Die Bedürfnisse ändern sich, so wie sich deren Bedingungen sich mit den Jahren ändern, und niemand kann oder will das aufhalten; in keinem Bereich. Deshalb hat auch der Eigentümer dieses Feldhäuschens schon längst an anderer Stelle eine Bretterbude errichtet, deren Konstruktion und Form den Hohn selbst jugendlicher Budenbauer auf Wildwestspielplätzen herausfordert.

Im Winter 1972/73 ist das Feldhäuschen vollends tot zusammengebrochen; bis im Mai 1974 erfolgte weder eine Bergung der noch darunter liegenden Ackergeräte noch eine Feuerbestattung der Reste oder eine Einebnung des Grabhügels.

In der «Schwäbischen Heimat» 1972/4 (*Zwanzig Jahre später . . .*) brachte ich komplementär zu 1952/2 (*Schafhaus und Schäferhaus, zwei typische Hausformen der Schwäbischen Alb*) den damals schon Mo-

nate andauernden baulichen Zustand eines in exponierter landschaftlicher Lage stehenden Schafhauses zum Vergleich. Und jetzt vergleiche man den Zustand im Mai 1974.

Da zum Zeitpunkt der Aufnahmen in dem Gebäuderest immer noch Heu und Ackergeräte eingelagert waren, dürfte der Raumbedarf wohl noch bestehen.

Aus jahrzehntelanger Berufserfahrung sind mir viele Fälle bei schadhafte Altgebäuden bekannt, die jeweils umgehend Benutzungsverbot und kurzfristete Alternativauflagen auslösten: entweder Instandsetzung oder Gebäudeabbruch.

Durchaus richtig. Denn nicht nur das menschliche Ohr kann belästigt werden, sondern gerade auch das menschliche Auge; und das bewiesenermaßen meist viel nachhaltiger.

Und da es sich bei den beiden Beispielen nicht um pedantisch verfolgte zufällige Einzelfälle handelt sondern zufällig im Zuge volkskundlich-baugeschichtlicher Arbeiten durch Jahrzehnte immer wieder fotografisch festgehaltene Prototypen, so erhebt sich *doch noch eine Frage!*

Sie lautet – gleich der jener kopfschüttelnd vorbeiziehender Sonntagswanderer – ganz schlicht: *Wer schläft wo?*